

# Einmal und nie wieder

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **172 (1893)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374094>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Einmal und nie wieder.

Von Zeit zu Zeit ein rechtschaffenes Vergnügen gehört zum Leben so nothwendig, wie Sonnenschein zu einem schönen Mai und guten Jahrgange. Unter Umständen kann es auch ein Vergnügen gewähren, ein Narr zu sein. Es kommt aber viel darauf an, was für ein Narr.

Es gibt zweierlei Narren: maskirte in der Fastnachtzeit, die sonst ganz vernünftig sein können, und nicht maskirte das ganze Jahr und Leben hindurch, denen ihre Kappe nie verleidet.

Schnipferer in der festen Ueberzeugung, der Herr Stadtpräsident im „Goldenen Lamm“ könne es nicht schöner und besser als er, und der Schuster- gefelle Fleckinger sagte während eines muntern Walzers zu seiner Erkorenen: „Schak, du tanzt heute wie ein Engel. Doktor's feines Mennchen müßte dich d'rum beneiden.“ Und ob es auch hier wie dort an allerlei Maskenscherzen und Neckereien nicht fehlte und ob auch der Liebesgott seine Pfeile abschnekte, weil der Schlingel nirgends fehlt, wo



Kaum hatte er das gesagt, als der Narr auf ihn zueilte, sich schnackisch in seiner Hanswurstkleidung vor ihm verbeugte und dann unter lautem „Mät, mät!“ schnell wieder enteilte.

Es war einmal ein rechtschaffener Fastnacht-  
narr seelenvergnügt; aber sein Vergnügen, wie-  
wohl erlaubt, war doch nicht rechtschaffen. In  
Lustikofen — so wollen wir sein Heimatstädtchen  
nennen, damit es kein neugieriger Leser auf der  
Karte suche und finde — also in Lustikofen trieben's  
die Leute in der Fastnachtzeit nach altem Brauch  
wieder recht lustig. Die Vornehmeren hielten ihren  
Maskenball im „Goldenen Lamm“ ab, die Andern  
aber im „Bären.“ Da wie dort wurde wacker  
getanzt, dort natürlich feiner und in eleganteren  
Kostümen. Im „Bären“ aber tanzte der Schneider

etwas los ist, — so herrschte das Vergnügen doch  
nur in allen Ehren.

„Nimmt mich Wunder, wer der Narr ist, der uns  
mit seinen Spässen heute so belustigt“, sagte Schni-  
pferer während einer Tanzpause zu seiner Tänzerin.  
„Ich kenne fast alle Masken hier, diese kann ich  
nicht heimweisen.“

Kaum hatte er das gesagt, als der Narr auf ihn  
zueilte, sich schnackisch in seiner Hanswurstkleidung  
vor ihm verbeugte und dann unter lautem „Mät,  
mät!“ schnell wieder enteilte. Fleckinger und An-  
dere fanden das sehr witzig und lachten hellauf,



und Schnipferer, am witzigsten, lachte mit. Man war so recht lustig und vergnügt in alle Nacht hinein.

Zur selben Zeit wachte noch, nicht gar so weit vom „Bären“ weg, eine Wittwe in dunkler Kammer. Sie fand den Schlummer nicht, einen tiefen Kummer in ihrem Herzen wegen ihres Sohnes. Am folgenden Tage verjährte es sich zum zwölften Male, daß ihr Mann gestorben, ein guter Mensch, arbeitssam, sparsam, so daß er das kleine Haus, darin sie wohnte, ein Gütchen und ein wenig Kapital bei seinem Tode hatte hinterlassen können. Ach, wenn sich nur an seinen Tod nicht immer eine unangenehme Erinnerung geknüpft hätte. Der gute Mann hatte das Vergnügen der Maskerade ungemein geliebt. Das war sozusagen seine einzige Leidenschaft gewesen. Morgen nun war es zwölf Jahre, daß er, in der Maske eines Narren vom Schläge getroffen todt heimgebracht worden war. Die beiden Kinder, der siebenjährige Ulrich und die fünfjährige Marie, hatten nicht gesehen, wie man den Vater heimgebracht. Die arme Frau hielt das bei allem Unglücke für ein Glück und sie hatte Recht. Die Kinder erfuhren es nie, denn Niemand sagte es ihnen, und das war auch recht.

Die bekümmerte Frau verfiel endlich übermüde in Halbschlummer. In der Kammer nebenan schlief Marie, die treue, sitzsame und bescheidene Gehülfin der Mutter in ihrem Berufe der Feinwäscherei. Draußen heulte der Februarsturm durch die Nacht und rüttelte an den Fenstern. Marie erwachte darüber. Da hörte sie die Mutter nebenan, wie im Traume, laut klagen: „O Ulrich, Ulrich, warum hast du mir das gethan!? Zieh' das Narrenkleid aus... Warum? Wie kannst du fragen, warum? Nun, so magst du's jetzt wissen: in solcher Kleidung ist dein sonst so braver Vater gestorben. Ach Gott!“

Marie durchschauerte Entsetzen. Jetzt verstand sie's, warum die innig geliebte Mutter auf die kindlich neugierigen Fragen nach der Todesart des Vaters immer nur kurz und ausweichend geantwortet hatte. Ihr Entschluß war augenblicklich gefaßt, so unmittelbar, sie wußte selbst kaum wie. Es war eine jener unberechenbaren Eingebungen in ernster Stunde, wie sie fast alle Menschen kennen. Marie lauschte; die Mutter war wieder stille. Sie stand auf und öffnete leise ein wenig die Thüre zur Kammer hinüber, — regelmäßige Athemzüge der Mutter verriethen deren tiefen Schlummer. Nach kurzer Zeit eilte Marie in ihrem besten Kleide durch die dunkle Sturmnacht nach dem „Bären“, wo sie ihren so lieben Bruder wußte. Dort verschaffte sie sich eine Dominomaskе, um nicht erkannt zu werden, und trat pochenden Herzens in den Tanzsaal. Ihre

Augen suchten in dem Gewühle den Narren. Ein Stich ging ihr durch's Herz, als sie ihn sah, wie er in übermüthiger Laune hanswurstmäßige Spässe ausführte. Daß ihr Bruder so sein könne, das hätte sie nie geglaubt. War er doch sonst immer wie ihre, so der Mutter Freude gewesen wegen seines ordentlichen und wenn auch heitern, doch nie ausgelassenen Benehmens, sowie wegen seines Fleißes, der ihm schon zu einer ganz hübschen Stellung in einem Geschäfte verholfen hatte. Und nun stand er so vor ihr, ein Narr, ein Hanswurst.

Wer will die Grenzen zwischen Vergnügen und Thorheit immer genau ziehen? Und wer die geheimsten Falten des Herzens erkennen? Jeder Mensch, auch der beste, scheint in seiner Seele den Keim einer größeren oder kleineren Narrheit zu tragen. Der Keim kann unvermerkt aufgehen und schlimmere oder harmlosere Frucht treiben. Ulrich hatte vom Vater einen Keim geerbt, der heute zum ersten Male Frucht trieb.

Die schwarze Gesichtsmaske verbarg die purpurne Glut der Scham auf Mariens Wangen, als sie unter den unzarteren Bemerkungen eines rohern Maskierten durch das Gewühl hindurch auf den Bruder zuschritt. Sie faßte ihn bei der Hand und flüsterte ihm in's Ohr: „Ulrich, lieber Bruder! Bei allen Heiligen, komm heim. Morgen verjährt sich Vaters Todestag, und ich weiß um ein Geheimniß. Die gute Mutter, die sich um deinetwillen schwer grämt, hat es verrathen.“

Ulrich ward zornig. Der Wein hatte ihn schon erhitzt. Halblaut sagte er erregt: „So, kommst du jetzt noch gar hieher? Ein Wunder, daß du nicht auch noch die Mutter selber mitgebracht hast, die mich die letzten Tage hindurch genug ausgescholten, daß ich mir nun auch einmal eine vergnügte Fastnacht machen will. Bin ich denn sonst ein Lump? Das Geheimniß kannst du mir morgen austramen.“

Und damit stürzte er sich von der Schwester weg wieder in das bunte Getriebe. Marie brach vor Leid fast zusammen. Nochmals suchten ihre Blicke den Bruder. Umsonst; er war nicht mehr zu sehen. Da schlich sie sich, von Niemand erkannt, aus dem Saale weg, der ihr wie eine Hölle erschien. Draußen schleuderte sie die Maske weit von sich und eilte nach Hause und still in ihre Kammer. Die Mutter hatte von Mariens Ausgang nichts gemerkt, sie schlummerte noch. Marie aber barg das Haupt unter der Bettdecke und weinte bitterlich, bis sie vor Ermattung einschlies.

Mitternacht ging vorüber. Die Wogen des Vergnügens rauschten immer lauter und der Narr im „Bären“ ward immer närrischer und schlug den sonst



besonnenen Ulrich ganz aus dem Felde. Gegen zwei Uhr Morgens erfrischte er sich an einem Seitentischchen bei einem neuen Schoppen von der Hitze seiner Narrenarbeit. Da trat ein besser gekleideter Mann in Domino zu ihm heran und sagte wohlwollend ernst: „Junger Mann, ich kenne Sie. Lassen Sie's jetzt des närrischen Vergnügens genug sein. Wissen Sie nicht, daß heute vor zwölf Jahren Ihr Vater...?“

„Genug! Genug!“ stotterte Ulrich, wie vom Blitze getroffen und gelähmt. Unerpöblich stieg es wie eine

Und er war trotzdem gegangen. Jetzt aber hätte er vor Scham in die Erde versinken mögen. „Dank, aufrichtigen Dank!“ sagte er zu dem ihm der Stimme nach wohlbekannten Warner, stand auf und schlich sich hinweg. Der Schneider Schnipferer rannte ihn an. Ulrich sagte nichts, worauf der Schneider: „Was gibt's, Narr? Warum so still, Narr? Kein Heu mehr? Ein trauriger Narr!“

Unbekümmert um diese Schneiderrache ging Ulrich hinaus. Der Sturm war inzwischen eisig kalt geworden; die Schneeflocken wirbelten wild wie necki-



Sie faßte ihn bei der Hand und flüsterte ihm in's Ohr: „Ulrich, lieber Bruder! Bei allen Heiligen, komm' heim.“

Ahnung in ihm auf, wie der Tod seinen Vater überrascht haben könnte und was wohl das Geheimniß der Schwester bedeuten möchte. Und in wilder Jagd der Gedanken erinnerte er sich der flehentlichen Bitten seiner Mutter vom gestrigen Tage, sich ein besseres und passenderes Vergnügen zu gewähren. Wie donnerndes Echo hallte jetzt aus dem erwachten bessern Bewußtsein wieder, was ihm die Mutter zugerufen: „Ulrich, hast du nichts von dem reichen Gemüthe deines Vaters geerbt, daß du meine Bitten verachtest? Noch einmal, morgen ist sein Todestag, und ... o Gott, ich muß schweigen! Aber Todesangst um dich quält mich. Geh' nicht, geh' nicht!“

sche Gespenster auf das von gefrorenem Regen glatt gewordene Pflaster nieder. Eine peinvolle Zerknirschung verscheuchte in Ulrich gänzlich den Taumel der Narrentheit. Der Weintaumel sollte alsbald auch verrauschen.

Ulrich bog um die Ecke der Seitengasse, in der das väterliche Haus stand. Was lauert nicht weit davon unter zuckenden Bewegungen im frisch gefallenen Schnee? Eine Frauengestalt. Er tritt näher, redet sie an. Keine Antwort. Er beugt sich über die Gestalt hin und schaut ihr in's Gesicht. Es ist — seine Mutter, die ohnmächtig in ihrem Blute daliegt. Die Arme war bald nach Mariens Heimkehr wieder erwacht.

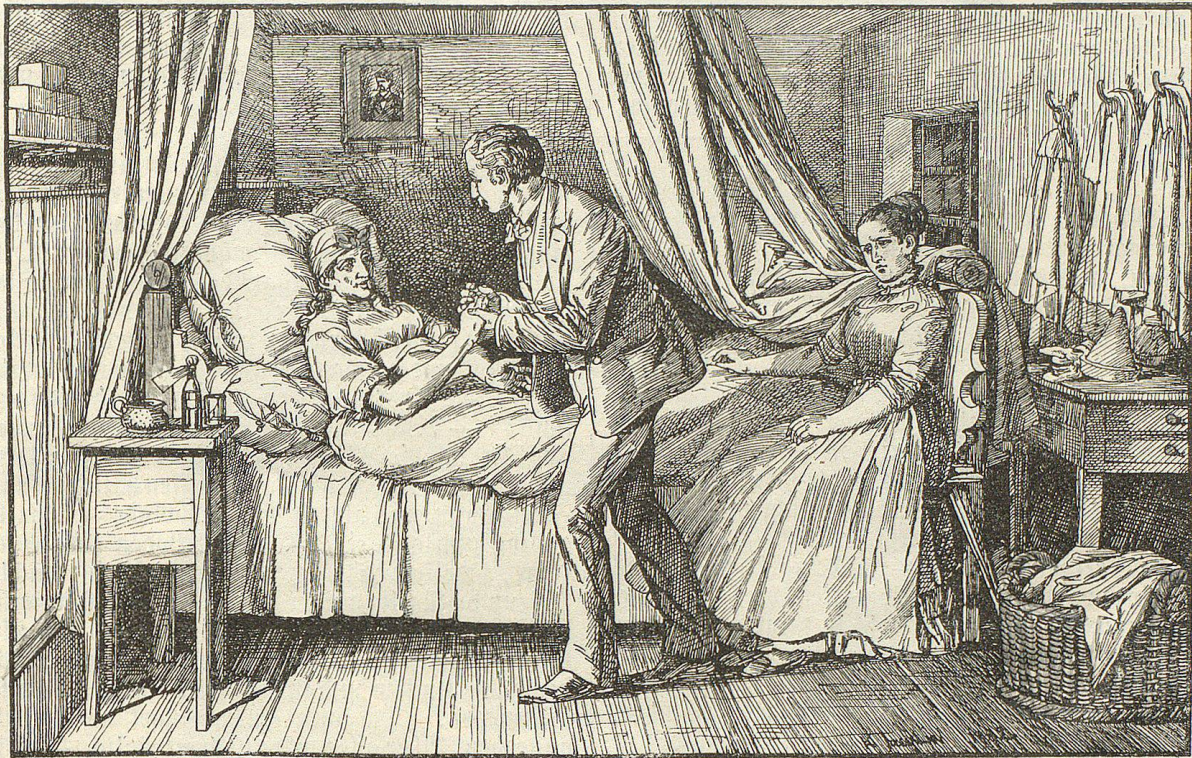


Unfägliche Angst hatte sie dann getrieben, leise, um die Tochter nicht zu wecken, sich anzukleiden, das Haus zu verlassen, den Sohn aufzusuchen und zur Heimkehr zu bewegen. Auf dem glatten Pflaster gestürzt, hatte sie den Kopf heftig aufgeschlagen und war dann bewusstlos liegen geblieben.

Ulrich war's, als hörte er die Posaunen des jüngsten Gerichtes. Scham, Reue, Verzweiflung durchzuckten sein Herz wie glühende Pfeile. Die Besinnung wollte ihm schwinden. Seine Kniee schlotterten. Bald aber fand er die nöthige Festigkeit

Licht an, nachzusehen. Zuerst währte sie zu träumen, als sie den Bruder, die ohnmächtige Mutter in den Armen, erblickte. Ulrich rief ihr zu: „Marie, um Gotteswillen, keinen Lärm! Ich bin ein Elender, den die mütterliche Liebe von wüster Thorheit zurückhalten wollte. Mutter ist gestürzt. Sei ruhig, Gott kann sie noch retten.“

Die Schwester hielt an sich, aber ein Thränenquell rann über ihre Wangen, als sie wortlos dem Bruder die Thüre zur Kammer der Mutter öffnete. Während er die Bewußtlose zu ihrem Lager trug, fiel sein Blick



Der angstgequälte Sohn ergriff die Hand der Kranken und stammelte: „O Mutter, Verzeihung!“

wieder, durch den Schrecken ganz nüchtern geworden. Den Wehsehrei, der sich seiner Brust entringen wollte, vermochte er noch zurückzuhalten, so daß Niemand zu Hilfe eilte. Ha, welche Schande, wenn ihn Jemand in diesem Gewande vor der schwerverwundeten Mutter getroffen hätte. Er nahm sein Taschentuch, füllte es mit Schnee, band es der Mutter um das Haupt, hob sie sachte auf und trug sie heim, unterwegs alle Heiligen anrufend, daß sie keinen Zeugen des Vorfalles herbeiführen, und zu Gott bittend, daß er die Mutter nicht sterben lasse.

Unbemerkt gelangte er nach Hause. Marie erwachte ob dem Geräusche, stand auf und zündete ein

auf den Spiegel an der Wand, und das Glas hielt ihm nun wie vorwurfsvoll ein Bild vor, das ihn mit Abscheu und Grauen erfüllte: einen jungen Menschen im Narrengewande, mit lächerlich fragenhafter Larve, in den Armen die todtwunde, um seiner willen todtwunde Mutter haltend. „O unauslöschliche Schmach!“ seufzte er; „vergebt mir, o Gott, o Mutter, o Schwester!“ Sachte legte er die Mutter auf's Bett, riß dann wie wüthend die Larve vom Gesichte, eilte auf seine Kammer und schleuderte dort das ganze Narrenkleid zu Boden und stampfte halb von Sinnen darauf herum. Darauf rannte er fort, den Arzt zu holen. Der sagte: „Die Frau



kann vielleicht gerettet werden. Aber lange wird's dauern."

Erst nach einigen Tagen kehrte das klarere Bewußtsein der Mutter wieder. Der ganze Vorfall erschien ihr wie ein böser Traum. Ihre erste Frage war: „Lebt Ulrich noch? Ist er nicht in der Maske gestorben?“ Da trat der angstgequälte Sohn aus dem Nebenzimmer herein, ergriff die Hand der Kranken und stammelte: „O Mutter, Verzeihung!“ Sie aber blickte den Sohn wohlwollend milde an und sagte: „Gott sei Dank, du lebst noch. Verzeihung!“ Und auch Marie, die am Krankenlager saß und mit dem Bruder bis dahin fast kein Wort gewechselt vor Erbitterung, daß sie um seinetwillen ihr Liebstes auf Erden fast verloren hätte, — auch Marie vergaß den Groll. „Ich verzeihe dir auch“,

### Sie spricht zu viel.

„Minna“, grollte Herr Hoffmann, indem er in einer großen Schublade wühlte, ich möchte bloß wissen, im Namen der gesunden Vernunft, wo du meine Socken hinthust?“ — „Was willst du für ein Paar, Hermann?“ fragte Frau Hofmann sanft. „Was für eins du willst, wenn sie nur brauchbar sind. Hier ist ein einzelner ganz schlechter grauer Strumpf, und da ein schwarzer, und da unten in der Ecke ist ein altes Paar von vorigem Sommer mit Löchern in den Zehen. Ich sehe wahrhaftig nicht ein, warum meine Sachen nicht in Ordnung sein können, wie die anderer Leute!“ — „Wenn du mir nur gesagt hättest —“ — „Gesagt! gesagt! Soll ich dir etwa wegen jeder Kleinigkeit, die ich brauche, nachrennen? Das wäre wohl so deine Vorstellung von Wirthschaftsführung. Wenn du dich lieber darum kümmern wolltest, daß nicht alles Mögliche hier hereingepfropft wird, dann könnte ich meine Sachen, wenn ich sie brauche, selber finden und mir eine ganze Menge Nerger ersparen.“ — „Hermann, wenn du mich nachsehen lassen willst —“ — „Nun, darüber brauchst du dich wahrhaftig nicht so aufzuregen. Wenn du eine Idee hast, wie ich zu einem Paar halbwegs anständiger Strümpfe gelangen kann, so sag's einfach, und ich will sie aufzustöbern suchen; wenn du's aber nicht weißt, so sei so gut und theile mir das Faktum auf gut Deutsch mit; ich gehe sonst und kaufe mir ein Paar. Das ist Alles.“ — „Wenn du nur nicht Alles so durcheinander gewühlt hättest, Hermann.“ — „Durcheinander gewühlt! So! Wozu ist denn eigentlich eine Schublade? Ist sie dazu da, um Sachen zu verstecken, Madame? Wenn ich das was ich brauche, nicht obenauf finde, muß ich da nicht unten nachsehen? Bitte, ich möchte

sagte sie und drückte Ulrich die Hand. „Weißt du jetzt das Geheimniß?“ fragte sie dann.

„Ja! Aber nun kein Wort mehr davon. Was ich gefehlt, ich habe es gebüßt und ich will es wieder gut machen. Mutter, nicht wahr, du hast mich ja doch lieb? Und du glaubst, daß ich dich auch noch lieb habe. Hört! Letzten Sonntag hat der Pfarrer den Text genommen: „Es ist mir alles erlaubt; aber es frommt nicht alles!“ Die Leute mußten es mir wohl ansehen, wie mich das Apostelwort traf. Wie ein armer Sünder saß ich da und konnte doch nicht weg. Da habe ich denn im Stillen vor Gott gelobt, was schon in jener bösen Nacht, Narrenstreiche zu lassen. Und auch euch gelobe ich: „Einmal habe ich ein Narrengewand, eine Maske, getragen; ein mal und nie wieder!“

das wissen. Eine Frau, die so wie du ein Schubfach voll Sachen packt und pfröst, daß man jeden Gegenstand ordentlich herausgraben muß, und die das einzige, was sie zu thun hat, nämlich so was in Ordnung zu halten, nicht thut, hat ja gar keine Idee davon, was es heißt, für eines Mannes Bequemlichkeit zu sorgen. Wenn du weißt, wo meine Socken sind, Madame Hofmann, warum sagst du mir's nicht, anstatt wie ein Pfosten da zu stehen und nichts zu thun?“ — „Ich hätte sie in einer Minute gefunden und dir all die Mühe und den Verdruß erspart, wenn du mich nur gleich herangelassen hättest“, sagte Frau Hofmann, als sie die Schublade noch mehr auszog und aus einer Ecke am Boden fünf Paar reine, tadellose Strümpfe zum Vorschein brachte. „Wenn du künftig wieder so was brauchst, Hermann, so sag's nur gleich.“ — „Na ja, schon gut“, grollte Herr Hofmann, indem er ein Paar Strümpfe von den fünfem nahm und in einen Winkel ging, um sie anzuziehen. „Da kann einem Engel die Geduld ausgehen. Aber alles wäre noch erträglich, — nein wirklich, nicht halb so sehr würde ich mich ärgern, Minna, wenn du nicht über jede Kleinigkeit so entsetzlich viel Gerede machen wolltest.“

Aus dem Kasernenhof. Unteroffizier: „Einjähriger Knoppe, Sie brauchen sich gar nicht so viel darauf einzubilden, daß Sie Professor sind! Wenn mein Vater seiner Zeit meiner Mutter nachgegeben hätte, wäre ich vielleicht auch so ein Kameel wie Sie!“

Städtisch = unsittlich. Bauer (vor einem Möbelmagazin in der Stadt zu seiner Frau): „Gelt Alte, wie verdorben sein d'Leut in der Stadt, daß sie d'Schlafstube grad da hinstellen, wo jeder reinquicken kann.“